

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 19. — Sonntag, den 4. Mai 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Wechsel in der Bundesleitung des „Obererzgebirgischen Sängerbundes“.

Dank dem bisherigen Führer!

„Unser“ allverehrter Oberlehrer R. Wünsche, eine auch über Buchholz' Mauern weithin bekannte Persönlichkeit, der 3 Jahrzehnte hindurch in vorbildlicher Weise an der Spitze des Obererzgebirgischen Sängerbundes stand, fühlte sich aus Rücksicht auf seine Gesundheit veranlaßt, das ihm liebgewordene



Schulleiter Robert Wünsche,
bisheriger 1. Vorsitzender des O. S.-B.,
jetziger Ehrenvorsitzender.

Amt niederzulegen. Schweren Herzens ließ der letzte Sängertag seinen erfolgreichen Führer ziehen. Warme Dankesworte brachten die Wertschätzung und Verehrung des Bundes zum Ausdruck. Auf Vorschlag des Vorstandes ernannte der Sängertag ihn, sein bisheriges Ehrenmitglied, zum Ehrenvorsitzenden. Als sichtbares Zeichen der unauslöschlichen Dankbarkeit und Treue wurde ihm eine silberne Plakette überreicht.

Als im Jahre 1900 durch den Tod Röders Oberlehrer Walther-Schleittau Bundesvorsteher wurde, übertrug man Wünsche den Posten eines Stellvertreters. 1903 rückte er dann schon in die Führerstellung ein. So hat er 3 Jahrzehnte das Schiff des O. S.-B. geleitet. Er zeigte sich als ein Mann zielbewußten Strebens, voll unermüdlicher Tatkraft, voll jugendlicher Begeisterung, voll warmen Verständnisses. Mit starker Hand nahm er das Steuer, aufwärts und vorwärts war sein Wahlspruch. Ihm ist der große Wurf gelungen. Der Bund hat unter seiner besonnenen Leitung einen großartigen Aufschwung genommen. Von 1903 bis 1914, dem Jahre des goldenen Bundesjubiläums, hat sich die Zahl der Vereine und Mitglieder fast verdoppelt, einige 60 Vereine, 1920 zählte der Bund 76 Vereine, 1925 89 Vereine und heute 101 Vereine mit über 3200 aktiven Mitgliedern. Diese Zahlen sind ein beispielloser Erfolg Wünsche's. Dank Dir, Du wackerer Führer!

Heil dem neuen Führer!

Vertrauensvoll wählte der Sängertag den vom Vorstand vorgeschlagenen Gruppenobmann der Ostgruppe, Herrn Lehrer Kurt Mitte-Buchholz. Mit dem Wahlspruch: „Am guten Alten in Treue halten, am schönen Neuen sich erfreuen!“ übernahm er tiefergriffen sein Amt. Begeisterter Beifall des gefüllten Saales begrüßte den neuen Bundesführer.

Als junger 33jähriger, jungesbegeisterter Leiter übernimmt er, wie einst Wünsche, den Bund. Er ist als Redner schon hinlänglich bekannt und geschätzt, und seine Repräsentationspflichten zum vorjährigen Sängertag erhärteten den Gedanken: Das ist der kommende Mann. Auch organisatorisch hat er sich schon hervorragend betätigt. 1924 trat er an die Spitze der vereinigten Männergesangsvereine „Harmonie“ und „Liederkrantz“ zu Buchholz, dem jetzigen Buchholzer „Männerchor“, und 1925 wurde er Führer der Ostgruppe. Und nun, Bundesvorsitzender! Glückauf zur fröhlichen Fahrt!



Lehrer Kurt Mitte,
der neue Vorsitzende des O. S.-B.

Die „D. Z.“ hat über diesen Führerwechsel bereits unlängst berichtet und bringt heute dem bisherigen 1. Vorsitzenden des Bundes auch ihrerseits ein herzliches „Habe Dank“ für all das, was er in seiner Stellung als Bundesleiter nicht nur seiner Organisation, sondern auch unserem Volke dadurch gewesen ist, daß er einer der treuesten Hüter des deutschen Liedes war. Und wie wir so dem seitherigen Bundesführer Dank und Anerkennung ausdrücken, so grüßen wir in vollem Vertrauen auch seinen Nachfolger, Herrn Lehrer Kurt Mitte, dessen Eignung für seinen verantwortungsvollen neuen Posten wir unter anderem auch aus seiner Führerschaft in der Ostgruppe des Bundes und im „Männerchor“ entnehmen.

Die Sage von der „Finkenburg“.

Von E. Berthold, Königswalde.

Zwischen Elterlein und Schlettau liegt eine gemütliche Gaststätte, umgeben von Wiesengrün und herrlichen Erzgebirgswäldern. Die „Finkenburg“. Wie viele andere Stätten in unserer Erzgebirgsheimat ist auch dieses einladende Haus von märchenhaften Sagen umwoben. Wer in der traulichen Gaststube der „Finkenburg“ sitzt, auf deren Fensterbrettern Sommer wie Winter Blumen blühen, wird schon vorher diese Sage von der Entstehung des Namens „Finkenburg“ gelesen haben, die ein alter Erzgebirgler vor vielen Jahren niederschrieb und deren Urschrift seit dieser Zeit aufbewahrt wurde. Sie hängt im Eingang zur Gaststätte, unter Glas und Rahmen, geschmückt mit Rinde und Zapfen aus heimischen Wäldern. Für die aber, die dieses idyllisch gelegene Fleckchen der Einkehr noch nicht kennen, sei diese Sage hier wiedergegeben, so wie sie dieser alte Chronist damals niedergeschrieben.

Hier steht vor dir die Finkenburg,
von Sagen sehr umwoben.
Abt Funke vom Kloster Grünhain
der trieb hier Jagd und Jagdlatein,
ließ Kloster Kloster sein,
und selbst das Messelesen stellt er ein.
Und — um zu jagen Tag und Nacht,
hat eine Hütte er angebracht.
Hier jagte er in dunkler Flur,
wo noch von Menschen keine Spur,
kein Haus, kein Feld, nur Sumpf und Wald,
darinnen war sein Aufenthalt.
Vom Kloster blieb er nunmehr fern,
kein Glaube mehr an den Herrn.
Für ihn war es ein Hochgenuß,
wenn fiel das Wild mit einem Schuß. —
Einsam, matt und sterbensmüde,
so saß er einst in seiner Hütte.
Donner, Blitz und Hagelschlag,
es war, als käm' der jüngste Tag.
Die Bäume stürzten in dem Forst,
der Habicht flog aus seinem Horst.
Wasser rauschten wild umher,
als wollt öffnen sich ein neues Meer.
Dem Abt in seiner Finkenburg
ergriff ein Beben durch und durch.
Er kniet nieder, singt fromme Lieder
und betet ein Paternoster,
sehnt sich zurück nach seinem Kloster.
Kein Mensch um ihn — verlassen, schaurig —
so saß er da, einsam und traurig.
Die Augen senkten sich zum Sterben:
Er lispelt leis: „Wo sind meine Erben?“
Doch stille wie im Totengarten,
so stille war es in der Burg.
Und mit den Augen, mit den matten,
sieht er auf einmal einen Schatten;
ganz ängstlich kommt ein Finkenpaar,
wie es vom Falk verfolgt war.
Der Abt, der früher kein Erbarmen,
er hat es jetzt mit diesen Armen.
„O Herr,“ so sprach er weich und mild,
„ich hab gehegt so manches Wild,
ich hab gejaget Tag und Nacht
und niemals mehr an dich gedacht.
Du bist so mild, du bist so gut,
drum nimm mich auf in deine Hut.“
Noch einmal hörte er als Dank
von diesem Pärchen den Gesang:
„Si — si — si — wir sind hier!“
Dann haucht er noch im Sterben:
„Ihr seid meine Erben!
Ihr fandet Schutz in meiner Finkenburg,
nun soll sie heißen „Finkenburg“.

Moosch'n Feierohnd



A bissel Arbet.

Erzählung in erzgebirgischer Mundart von Paul Serlitzky, Grünhain.

Dr Saalig-Heim un sei Minna. war'n äh paar Leit von u'gefahr vierzig Gahr. Se hatten fünf Rinner — wu dreie drou in dr Schul ginge — un äh änn ganz schinn Lod'n. 's Geschäft gang gut, dr Heim vrsorget dann Kram, un de Minna hatt' in Haushalt ze tue, denn bei änn setten Hardel Rinner gibbt's allerhand Arbet. Kame de Rinner von dr Schul ahamm, mußt se öfters miet in dr Schularbet half'n; se hatt' mit dr Afferei ze tue, un wos nu ab'n äh Fraa alles ze mach'n hot.

Ohmst, imme achte rim, wur dr Lod'n zugemacht, un nocher wur gaff'n. De Rinner mußt'n äh schie ze Bett, — denn in dann gunge Gahrne is dr Schloß für de Rinner de beste Arzenei — un dr Heim wollt sich ahziehe.

„Wu willstest dä schie wieder hie!“ freget'n de Minna.

„Nu, du wäßt's doch, doß mr heit Schkatohnd hob'n!“, gab dr Heim zr Antwort.

„Ja, natierlich,“ saht de Minna, „dos is dir ja wichtiger als dei Fraa. Gerode heit ohmst wollt iech amol in's Kino giehe, do haste kää Zeit. Dos jog iech dir, lang mach' iech dos nimmer miet!“

„Wos machstest nimmer länger miet, hää?“ freget erschtaunt dr Heim. „Doß de egal lääfft,“ — bläket'n de Minna ah, — „un seht Fraa un Rinner hint'n naa!“

„Jech tät eich hint'nnaafegen; soog mr nār ämol wu's noch saht? Du hast doch Bald un hast äh su faa Rut!“ brummet dr Heim sei Fraa ah.

„Du denkst wuhl, do haste dei Pflicht getae? Diech ebber ämol im de Rinner ze kimmern, oder mir äh klääne Fräd mach'n, dos fällt dir nett ei!“ schrier de Minna do rim.

Obr nu war ne Heim sei Geduldsfoden zerruppt. „Soll iech miech ebber äh noch im de Rinner un im ne Haushalt kimmern,“ bläket vor Wut dr Heim. „Dos bissel Arbet warschte wuhl noch allaa mach'n könne!“

„Dos bissel Arbet?“ freget de Minna. „Obr su seid ihr Manner; käner wäß, wos äh Fraa ze tue hoot, un jeder red't bluß von dann bissel Arbet.“

„Nu erlaub ämol!“ saht hienisch dr Heim. „Du willst doch ebber nett Aff'n koch'n, de Wuhning in Ordnung halt'n, un de Rinner vrsor'gn, dos als Arbet ahjahe? Jech möcht's nār ämol acht Tog äsu schie hob'n wie du!“

„Gut,“ saht de Minna. „Dann Gefall'n kah iech dir schie tue. Bon morg'n wag war iech in Lod'n giehe, un du führst ne Haushalt. Ober gieh nār numehro, un erhul diech noch ämol in dein'n Schkatohnd.“

Voller Wut machet 'r sich feeter. — — 'r kam wieder un ging ze Bett, wu annere Leit bal' wieder aufschinne.

„Wilhelm, schtieh auf!“ ruft sei Fraa, wie 'r sich gerod ämol ringedreht hatt'. 'r blinzlet an Wecker. „Erscht halb sieb'n,“ dacht 'r, — „wos fällt dä dare ei, äh Schtund eher zu wecken.“

Zum zwäten Mol bläket de Minna: „Nu, willstest bal' aufschtiehe, oder soll'n de Rinner ze schpöt in dr Schul komme?“

Ne Heim fuhr dr Schrack wieder in de Knochen, denn 'r dacht: „Sollt se ebber gar Ernst machen?“ — — — „Meint-

waang", dacht 'r, „dir will iechs beweisen, daß iech ah arbet'n fah, un doß dos bissel Arbet när äh Rinnerichspiel is.“ Un eins, zwei, drei, war dr Heim raus aus'n Rast, huppet in de Hul'n un machet in dr Ruch'. De Minna drehet sich noch ämol auf dr annern Seit un lachet sich aans.

Obr nu ging de Olympiade lus. „Vater, zieh mieh ah!“ — „Vater, meine Schuh' sei noch nett ohgepußt!“ — „Meine ah nett, Vater!“ — „Vater, gab mir männ Kaffee, iech muß fort!“ — „Vater, meine Bemme!“ — un äsu bläketen de Rinner durch-änanner. Raum war dr Heim äh bissel zu Verschand kumme, gucket dr klaane Hans zr Tür rei, un saht: „Vater, de klääne Maad hoot sich aufgeschtrampelt un hoot's ganze Bett vollgesch...“ Ober wie 'r naus wollt, packet'n wieder äh annersich ah: „Vater, schpiß ämol mein'n Schieferstift!“ — „Vater, wu is dä mei' Haarischlaaf!“ — „Vater, dr Kaffee kocht iber!“ un äsu gings egal. „Vater, Vater,“ un immer wieder „Vater“; 'r wußt sich bal' känn Root meh, un immer wieder: „Vater, wu is däh mei' Müß!“ — „Vater, mach' laut, de klääne Maad hot sich iberol vollgeschmiert!“ —

Dr Heim hulet erscht ämol tief Oten, nochert faust'r naus in de Kammer. Aber dann W'blick fah 'r nett v'rgassen! 'r wußt sich äfach känn Root; uff ämol schtand sei Alte nab'ne un saht: „Wos guckste däh, soll de klaane Maad noch länger in Drack lieg'n bleib'n?“ un naus war se. Dr Heim morstet nu do rimm, bis ne gelunge war, de klaane Maad wieder in Ordnung ze bränge. 'r machet wieder in de Ruch', ober du Ugelick, — wie 'r de Tür aufmachet, kam äh Qualm raus, doß mr dacht, mr müßt erschtid'n. 's war de Milich iber-gefocht.

Wie nu' dr Heim de Fanster aufgeruppt hat, kam sei Alte zur Todentür rei un saht ähwing ärgerlich: „Sech gieh' ämol in Schtadt'l; sah när, doß 's Mittagass'n fartig is, — un vrgaß nett de Trepp ze wischen. Ah de Fanster müssen gepußt war'n. Ne Hans sei Hul' is ah ze flick'n, — un meine Schtrimp' mußte ah schtoppen.“

Nu machet sich dr Heim über de Trepp'. Weil nu de Minna ämol fort war, muß'r ah ne Loden miet vrsorg'n, denn 's kame doch noch Leit, die dos un gens hob'n wollt'n.

Drweile kame ah de Rinner wieder vun dr Schul' un de Plogerei ging vun neie lus. Mans wollt äh Bemm hob'n; 's annere machet de Schularbet, wu dr Heim ah fäh Ruh' hatt', un 'r dacht: „Vater war'n, is nett schwär, — ober Vater sei —!“ Nu machet'r sich iber'sch Mittagass'n. Wie äh Olberer rammel't rimhar. 'r wußt nett, wos 'r machen sollt. Drzwischen nei freget'n wieder de Rinner, wie de Hauptstchtadt von Preiß'n hieß, — wieviel Rinner dr Adam un de Eva hatt'n, — un wos noch allerhand azebränge war.

Wos ober dr Heim für änn Frooß agericht hatt', v'rroot iech nett; när äh suviel soog iech, doß se alle de Zäh' huch gehub'n hob'n, un wos ibrig war hoot nett ämol sänn Nach-bar sei Hund gefraß'n. De Minna sezet sich hie un tat änn Roman las'n un dr Heim muß aufwasch'n.

Noch ähner Schtund ging de Minna wieder in Loden un dr Heim hatt' alle Händ' voll ze tue, doß 'r när halbwegs dann Kram in Ordnung bracht.

Wie ohmst dr Loden wieder zugemacht wur, hob'n se gass'n. Ah Weile drauf saht de Minna hienisch: „Wilhelm, heit ohmst hob'n mr Frauenvereinsversammlung, do brauchste nett auf mir ze warten,“ un se kloppet'n aans in Schpaß uff de Back', — nochert ging se. —

's wur im elfe, — im zwölfe, — im aans. Se kam noch nett. Als wenn ne Heim äh Alp druck'n tät, wälzet'r sich in Bett rim. „Wu sollt se dä nu schtacken,“ dacht'r. Endlich, im halb Zwäe, kam se. Ober dr Heim tat, als wenn 'r schlofen tät un saht nisch. Wos wollt'r ah sohn, — 'r kam doch ah oft noch schpeeter äham. De Wut hot'n bal' zerruppt.

Ne annern Tog war Sonnohmd. Do hat dr Heim noch ähwing Arbet, denn 'r muß de Rinner boden. Geschwigt hoot'r wie äh Pfaar. Nu kunnt's ober de Minna nett länger miet ahjahe. Wie 'r su ziemlich fartig war, saht se: „Na, 's is erscht

dr zwäte Tog, — wu de „dos bissel Arbet“, wos äh Fraa ze machen hoot, — gemacht hast; iech will diech när nett länger martern. Bon morg'n ah mach iech wieder mei „bissel Arbet“, un du machst wieder dein'n Kram.“

Ober dr Heim war fruh, dos fah sich jed's dent'n. Wie ober de annere Woch' drauf wieder Schkatohmd war, tat dr Heim garnett drgleich'n, als wenn 'r giehe wollt. De Minna freget'n äsu nab'nei: „Nu, du giehst wuhl heit garnett schtat'n, 's is doch schie halb Reine?“ Dr Heim rutschet äh paarmol uffn Schtuhl rim, un saht: „Naa, naa, mir is heit garnett schie.“ „Halt när de Gusch,“ — schmunzlet de Minna, — „iech wäb schie, — du denkst blus, du mußst mei „bissel Arbet“ wieder mach'n. Na, nu hast's wenigstens gesah, wos äh Fraa ze tue hoot. Meintwaang kaste ruhig in dänn Schkatohmd giehe — iech soog nisch meh.“

Dr Heim war ab'n äh Schof; dodrmiet will iech nett sohn, doß 'r äh Pantoffelheld war, naa, naa, — 'r wollt's blus seiner Fraa bewei'n, doß ar ah dos machn konnt; doß natierlich noch viel ze wünsch'n ibrig blieb — nu dodrfür kunnt dr Heim nett; 's war ab'n nett annerscht ze verlange.

Ne Sonnohmd-Ohmd hatt' dr Heim Brsammling in Pfeif'nklub; ober wie de Zeit bal' kam, wu 'r giehe sollt, do hot'n rimhar getrieb'n, wie änn, dar kaa Ruh' find. 'r hatt's aber ibersthand'n; gange is 'r nett. 'r is ah nimmer schlaten gange. Die annern Schtammtischbried'r hob'n ah mannichsmol von Heim geschtriet'n, öbb 'r amende frank wär, oder wos ahngtlich mit'n hatt'. Se konnt'n wart'n, — dr Heim kam nimmer. 'r hot sei „dos bissel Arbet“ schäh'n gelaunt.

Nu soll ebber mei Erzehling kaa Loblied uff de Weibsen sei; 's gibt ah Mannsen, die vielmeh' arbet'n müssen, wie de Fraae. Wie's natierlich do bei'm Heim war, dos hat nisch ze sohn, un is hoot'n ah nisch geschad't.

Doswag'n rot iech jed'n Mann'n: „Soog nett ze viel, denn 's kännst dir ah äsu giehe, wie ne Saalig-Heim!“

In Friehegahr.

(Nachdruck verboten.)

Wenn aus de Baam de erschten Knospen brach'n,
aus dunkler Ard de frischen Blümle lach'n,
dann is für gunge un für alte Leit
de schinnste Zeit.

's Friehegahr lockt; jed's macht siech naus ins Freie,
zun Waldesgrund, wu Fink un Ruckuck schreie,
wu's Bach'l springt geschwäzig fort von Quall,
su silberhall.

De Bauersch-Leit off Faldern un off Wief'n,
se ruhe nett, bis Gros un Sooten schprieß'n,
un drüberwaß schtrohlt haller Sunneschei
ins Dörfel nei.

Dort singt's un lacht's; 's-Rinnervolk is munner.
Se seß'n Kranzla auf. Rupp's, sei se wieder runner. —
An Tür un Tor, do sißen alte Leit
zun Zeitvertreib.

In Mondenschei, do is ohmst sal'ger Fried'n.
De Gärten sei gehüllt in Laab — in Blüt'n,
drinne verstedt — in Liebeslust un Fraad —
Bossen un Maad.

Nun ja, wuzu brängt's Friehegahr dää de Ragla?
Wu Huunig is, do sei aah süß de Schmagla.
's hoot üm Ustern rüm wuhl mancher schu gefreit
un — nett bereit (bereut).

Bernh. Brückner, Leipzig.

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt.

Feuerschutz und Freiwillige Feuerwehr.

Die Veranstaltung der Feuerschutzwoche und die in Verbindung damit bekanntgegebenen Statistiken lassen erkennen, welche ungeheueren Werte jährlich der Macht des Feuers zum Opfer fallen, und wie dringend es not tut, für ausreichenden Feuerschutz allerorts Sorge tragen zu müssen. In einer Zeit tiefster wirtschaftlicher Not muß mit Schrecken festgestellt werden, daß jährlich fast eine halbe Milliarde Mark an Sachwerten dem Volksvermögen durch Brandschäden verlorengehen. Wie wenig heute unter den obwaltenden Verhältnissen die Versicherungen den Brandgeschädigten beim Wiederaufbau ihres Anwesens ausreichenden Schadenersatz zu leisten vermögen, ist zur Genüge bekannt. Aber nicht allein der große Verlust an Sachwerten, sondern auch die recht bedauerlichen Opfer an Menschenleben, die jährlich durch Brandschäden zu verzeichnen sind (im Jahre 1929 kamen 1400 Menschen durch Brandunglücke ums Leben), ermahnen dringend: Helft Feuer verhüten! Zahlen und Statistiken lassen also deutlich erkennen, welche Aufgaben einer Feuerwehr zufallen, und welche Verantwortung, welches große Pflichtbewußtsein sie im Dienste des Nächsten zu übernehmen hat. Eine ernste Aufgabe ist es für die freiwilligen Feuerwehren, durch Fleiß und gute Schulung, Tatkraft und Entschlossenheit einen sicheren Feuerschutz zu gewähren. In rechter Erkenntnis dieser Aufgaben haben auch zu jeder Zeit die städtischen Behörden den freiwilligen Feuerwehren vollstes Vertrauen und trotz der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse größere finanzielle Unterstützungen zuteil werden lassen. Diese ermöglichten besonders in den letzten Jahren die Anschaffung von technischen Neuerungen, und es wurde dadurch der Aufbau

und die Schlagkraft der freiwilligen Feuerwehren, den Berufsfeuerwehren um ein Wesentliches näher gebracht. Die Einrichtung von Alarmanlagen, Beschaffung von Motorspritzen, modernen Rauchschutzmasken usw. geben heute die Gewähr, die Feuerwehrmannschaften zu rascher und sicherer Hilfeleistung heranzuziehen und den Hauptfaktor einer Feuerwehr, schnellstes Eingreifen bei Ausbruch eines Brandes, zu verwirklichen. Zu wünschen wäre es nur, daß in den Kreisen der feuerwehrpflichtigen jungen Leute ein größeres Interesse für die freiwilligen Feuerwehren vorhanden wäre und der Zugang zu den Wehren ein wesentlich besserer würde. Freiwilliger Feuerwehrdienst ist noch heute Ehrensache und getreu den Traditionen unserer alten Feuerwehrkameraden möchten sich auch künftighin neue Mannschaften in großer Zahl in ernstem Pflichtbewußtsein, freiwilliger Disziplin und guter Kameradschaftlichkeit in den Reihen der freiwilligen Feuerwehren zusammenfinden.

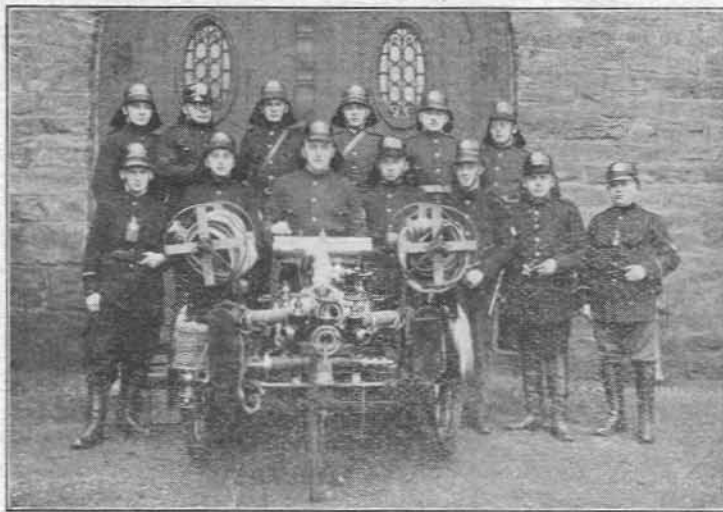


Photo v. W. Weißgärber-Buchholz.

Die Alarmannschaft der Freiwilligen Feuerwehr Buchholz mit der Motorspritze.

rund 130 Mannschaften und ist in 7 Zügen eingeteilt. Bei Ausbruch eines Brandes ist sofort die Polizeiwache Telefon 2051 anzurufen. Bei kleineren Bränden rückt zunächst nur die Alarmannschaft aus, die mit Motorspritze, Rauchmasken und sonstigen Geräten binnen wenigen Minuten nach Alarmierung am Brandplatz eintrifft. Die wiederholt erfolgten Alarmierungen haben erwiesen, daß nur durch schnelles Eingreifen der Feuerwehr größerer Brandschaden verhütet werden konnte. Geschäftshäuser, Betriebe, und überall dort, wo die Feuersorge besonders groß ist, möchten eingehend darauf hingewiesen werden, im dringenden Falle unverzüglich die obige Alarmierungsstelle anzurufen.

Kurt Fischer, Freiw. Feuerwehr Buchholz.

Und sie bedeckten das Land...

In Ägypten sind, wie gemeldet, vom Sudan, Transjordanien und Palästina kommend, ungeheure Heuschreckenschwärme eingefallen, die bereits bis in die Umgebung von Kairo vorgedrungen sind und jetzt das fruchtbare Niltal bedrohen, in dem die Saat außerordentlich günstig steht. Die Regierung hat alle verfügbaren Truppen aufgeboden, die mit Flammenwerfern gegen die Heuschreckenschwärme vorgehen. Obwohl bereits 140 Flammenwerfer eingesetzt wurden, konnten bisher nur Teilerfolge erzielt werden. Die Regierung hat sich gezwungen gesehen, die Zwangsarbeit, die bereits vor 40 Jahren abgeschafft wurde, wieder einzuführen. An vielen Stellen sind die Schwärme so dicht, daß Eisenbahnlinsen, auf denen sie sich niederließen, gesperrt werden mußten. Unser Bild läßt die ungeheure Größe eines Heuschreckenschwarmes erkennen. Unten links sieht man ein Heuschreckenweibchen.





Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 19. — Sonntag, den 4. Mai 1930.

Bilder aus aller Welt



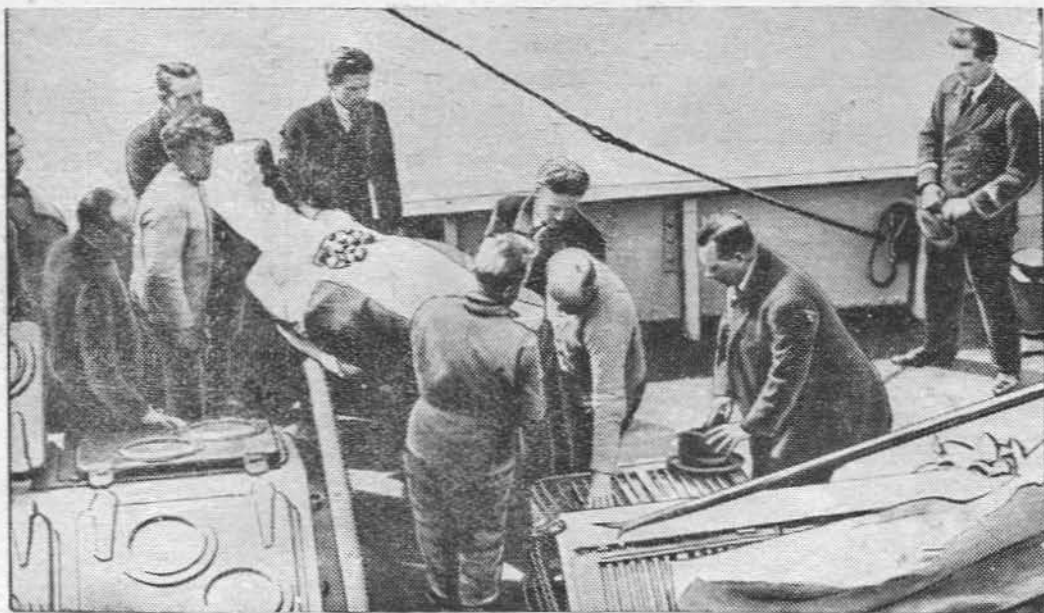
Der Weltkrieg im Film: „Westfront 1918“,

ein deutscher Kriegsfilm, der von dem bekannten Regisseur G. W. Pabst gedreht wurde. Ein ganzer Frontabschnitt wurde bei Frankfurt a. O. aufgebaut und das grandiose Bild jener furchtbaren Schützengrabenschlachten des Jahres 1918 entstand, in denen diesseits und jenseits der feuerspeienden Linien Tausende und Abertausende ihr Leben für ihr Vaterland lassen mußten.



Die Bergung der abgestürzten Dänen-Flieger.

Das dänische Militärflugzeug war bei Warnemünde im 250-Kilometer-Tempo auf das Wasser aufgeprallt und wurde vollständig zertrümmert. Seine beiden Piloten ertranken. Unser Bild zeigt, wie die Leichen der abgestürzten dänischen Militärflieger bei Warnemünde aus den Fluten geborgen werden.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(15. Fortsetzung.)

Und nun erzählte die alte Frau, wie Marie sich entschieden gegen die ihr zugemutete Heirat geweigert hätte; aber da wäre vor einem Vierteljahr ihr Vater, der Schänker, so lebensgefährlich erkrankt, daß man alle Tage geglaubt hätte, er werde sterben. Wie es denn nun gar so schlecht mit ihm geworden wäre, daß alle Hoffnung auf seine Wiedergenesung schier verschwunden und der Herr Pastor hätte gerufen werden müssen, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen, hätte der todfranke Mann im Beisein Mariens, die in Tränen aufgelöst an seinem Bett gestanden, zu dem Herrn Pastor gesagt: „Ich sterbe recht schwer, lieber Herr Pastor, denn ich hinterlasse eine ungehorsame, aller Vernunft widerständige Tochter, die ich nicht einmal mit aufrichtigem Herzen zum Abschied segnen kann. Was soll denn nun aus ihr werden, wenn ich hinüber sein werde?“

Nun habe der Herr Pastor, der das ganze Verhältnis hinsichtlich der Heirat gekannt, der Marie so eifrig ins Herz gesprochen, daß sie doch nicht den erschrecklichen Vorwurf, ihren braven Vater in solchem Gram um sie hinstirben zu lassen, auf ihr Gewissen laden solle, und ihr erklärt, daß aus einer Heirat zwischen ihr und dem Stülpner-Karl doch nie und nimmer etwas werden könnte, denn sie als ein reputierliches Mädchen werde doch unmöglich die Frau eines Menschen werden wollen, welcher wenigstens zu drei Jahren auf den Bau käme. Wenn sie wirklich so gottvergeffen handeln wolle, dann müßte er ihr geradezu sagen, daß ihr Vater recht habe, wenn er, ohne sie gesegnet zu haben, aus der Welt ginge. Was fordere er denn Unrechtes von ihr? Sie solle einem Manne ihre Hand geben, der ein braver, angesehener, wohlhabender Bürger sei und der sie recht herzlich liebe. Sie möchte sich doch ja um Gotteswillen überlegen, ob sie den Vater ohne diesen Trost, sie ehrbar und anständig versorgt zu wissen, sterben lassen wolle oder nicht.

Da sei natürlich in dieser schweren Stunde, wo sie keine Aussicht für ihre Liebe zu Karl mehr gesehen, nichts anderes ihr mehr geblieben, als ihre Einwilligung zur Heirat mit dem Thumer zu geben.

Aber der Schänker sei nicht gestorben, seine Krankheit habe von dem Tage an eine günstige Wendung genommen, welche er und der Pastor der Freude, Marie dem väterlichen Willen gehorsam geworden zu sehen, zugeschrieben hätten. Marie sei seit der Zeit nur einmal bei ihr, der Mutter Stülpner, gewesen. Sie habe recht traurig ausgesehen, so, wie jemand, dem aller Mut benommen und der nichts weiter mehr vor sich hat, als unabwendbares Unglück.

Dann sei vor einigen Wochen plötzlich Korporal Stange mit ein paar Mann ins Dorf gekommen und habe bei ihr, der Mutter, nach dem entsprungnen Sohne gesucht, natürlich aber ihn nicht gefunden. Das ganze Dorf hätte dadurch erfahren, daß der Karl mitsamt der Kette aus seiner Haft desertiert sei und Korporal Stange hätte in der Schänke auch unumwunden erklärt, wenn sie ihn wiederbekämen, und das sei ganz unzweifelhaft, daß er wieder in ihre Hände fiele, würde gar nicht lange gefackelt, sondern ihm eine Kugel durch den Kopf geschossen werden. Einem solchen mordverbrannten Kerl könne das auch gar nicht schaden.

Diese Nachricht müsse ebenso gut zu Mariens Ohr gekommen und ihr dadurch die letzte Hoffnung, ihn lebend je wieder zu sehen, benommen worden sein. Heute wäre nun ihre Hochzeit mit dem Thumer und daß es da recht hoch hergehe, dafür würde der Schänker, ihr Vater, schon Sorge getragen haben. Der Tanzboden in der Schänke sei die Tage vorher recht festlich geschmückt und vorm Hause eine Ehrenpforte von grünem Reisig gebaut worden. Der Herr Gerichtshalter Bösenig mit seiner ganzen Familie, der Thumer Bräutigam, Herr Peters, mit seiner ganzen Verwandtschaft und von hier der Herr Pastor mit seiner Frau, der Herr Wirtschaftspächter mit Familie seien auch bei der Hochzeit.

Wenn der Sturm nicht gar zu sehr wüte, würde man die Musik aus der Schänke bis hierher hören können; aber das greuliche Unwetter mache das unmöglich.

Stülpner hatte diese lange und von seiner Mutter recht breit und weitschweifig erzählte Geschichte mit einer Ruhe angehört, die ganz und gar gegen die Empfindungen in seiner Seele stritt und ungefähr einer Eisdecke glich, welche eine plötzlich im Blütenmonat über Nacht eintretende strenge Kälte über alles blühende Leben in der Natur breitet.

„'s ist schade darum,“ sagte er scheinbar gleichgültig. „ich hätte die Musik so gerne gehört. So etwas macht den Menschen fröhlich, und ich bin das gerne.“

Die alte Frau war ganz perplex von dieser Ruhe, sie wußte gar nicht, wie sie dieselbe deuten sollte. Ihr Karl war sonst so wild, so zornig bei kleinen Anlässen; und jetzt, wo alle seine Hoffnungen gescheitert waren, ihn so gelassen zu sehen, als wenn ihm die ganze Angelegenheit fremd sei, ihn auch nicht im Entferntesten rühre, das war doch zu auffallend. Er ging an den Tisch, setzte sich auf die Bank und stemmte den Kopf in die hohle Hand, wie wenn er über etwas nachdenken wollte, was ihn sehr angelegentlich beschäftigte.

Nach einer Pause trat die Mutter ihm, legte die Hand auf seine Schulter und fragte: „Mein Karl, Dir ist gewiß nicht wohl?“

„Mir? ach, was denkt Ihr, Mutter? So wohl ist mir noch nie gewesen, wie jetzt,“ entgegnete er. „Und habe ich nicht auch alle Ursache dazu? Kann ich nicht von Glück sagen, daß mein Mädchen Hochzeit macht? Dadurch kommt es unter die Haube, und für mich ist auch gesorgt.“

„Für Dich?“

„Freilich, für mich. Ich habe nicht mehr nötig, mich zu sorgen, wie ich es möglich mache, Hochzeit mit Marien zu machen. Das ist ein ungeheurer Vorteil für mich. Ich sage Euch, Mutter, wer's Denken aufgebracht hat, der ist kein Wohltäter für die Menschheit gewesen. Lustiges kann man nicht immer denken, und 's Traurige ist schon beim ersten Gedanken nicht wert, daß man daran denkt. Na, wir ändern's nicht, das ist von Anfang der Welt so gewesen, und immerdar hat's Traurige gegen das Lustige Krieg geführt. Genug davon. Laßt Hochzeit Hochzeit sein, die Musikanten wollen was verdienen — die Hochzeit ist doch bloß zum Besten für die Musikanten, Marie hatte keine Freude dabei... die gehört mir... ja, ja, mir. Ich weiß besser, wie es in des armen Mädels Herzen aussieht bei der Hochzeitsfreude. O Herrgott, das soll eine Lust sein, wenn ein Mensch mit gebrochenen Herzen tanzt! Hahahah! Lacht doch mit, Mutter, lacht mit... das haben wir beide umsonst und ich meine, unser Gelächter ist am Ende das Beste bei der Hochzeit. Der Thumer hat nicht viel Ursache, mitzulachen, denn einen Menschenleib ohne Seele, ohne Herz zu heiraten, ist mein Seel' kein Vergnügen.“

Stülpner war in einer schrecklichen Laune, die Mutter fühlte das heraus, denn eben, daß er so reden konnte, wo doch in ihm ein Zorn rastete, für dessen Beschreibung es keine Worte gab, das war furchtbar. Nach einer Pause sprang er auf, legte zehn harte Taler auf den Tisch und sagte: „Das ist für Euch, Mutter, ich sorge wieder für Euch.“

„Herr Gott, wo hast Du das viele Geld her, Karl?“ rief die alte Frau.

„Verdient habe ich's, Mutter, 's klebt auch nicht das Jota eines Verbrechens daran, wenn's auch nicht auf dem gewöhnlichen Wege erworben ist.“

„Du hast wieder auf Raub geschossen?“ rief die Mutter in Angst.

Karl lachte und sagte dann gemäßigter: „Nehmt's, 's ist kein Sündengeld, wie es der Herr Gerichtshalter im Wege Rechts zu verdienen weiß. Jeder hat seine Erwerbsweise; aber bei

Gott, des Gerichtshalters Sündenregister möchte ich nicht auf der Seele haben, da verzweifelte ich an Gottes Barmherzigkeit, daß er mir die schlechten Taten gegen meine Nebenmenschen vergeben könne. So sieht jeder die Dinge in der Welt anders an. Steckt das Geld ein, Mutter . . . und wenn Ihr etwas dabei denken müßt, nun, so stellt Euch vor, die Geschichte im alten Testamente, wo die Raben den Propheten gespeist haben, wiederhole sich an Euch, ich sei Euer Euch speisender Rabe, denn der Gedanke, daß Ihr Hunger leiden sollt, kann mich wahnsinnig machen. Jetzt gebt mir meine Pflöcke, meinen ganzen Jagdanzug und die großen Stiefeln. Die weiße Fahne habe ich am längsten auf dem Leibe herumgeschleppt, verbrennt sie morgen . . . wird wenigstens den Ofen heiß machen. Rasch, Mutter, ich habe nicht viel Zeit, muß wieder fort . . . werde unter der Zeit meine Büchse, meinen Jagdanzug, Hirschfänger in Stand setzen. Etwas Wäsche zum Einpacken gebt auch her, ein frisches Hemd ziehe ich gleich an . . . o, ich will mich so stattdes herausputzen, als wenn ich zur Hochzeit müßte."

Die gute, alte Frau wagte nicht zu fragen, wo er von hier aus hingehen wollte, aber das Herz zersprang ihr bald vor Angst und Kummer, denn daß ihr Sohn nicht auf dem rechten Wege wandelte, das glaubte sie nicht nur, sondern sie war des auch überzeugt, denn wovon sollte er, der entsprungene Deserteur, ihr 10 Taler haben geben können, wenn er das Geld nicht durch Wilddiebstahl verdient hatte?

Karl war bald angezogen, ganz wieder der schmutze Jäger wie sonst stand er vor ihr, nachdem er sein vollständiges Jagdzeug umgehungen hatte. „Lebt wohl, Mutter! Ich bin nicht bei Euch gewesen, merkt Euch das. Was brauchen die Leute zu wissen, wie lieb ein Sohn seine Mutter hat! Lebt wohl und behüte Euch Gott, daß ich Euch, wenn ich wieder komme, gesund finde. Lebt wohl!"

Sie hielt die ihr von ihm gebotene Hand fest und sagte: „Karl, ich hätte noch eine Bitte an Dich."

„O, sag's nur, Mutter. Was ist's denn?"

„Erinnerst Dich noch, was Dein seliger Vater, wenn er's Gesangbuch aufschlug, allemal für ein Lied uns vorlas?"

„Ja," antwortete Karl leise, als fühle er Furcht.

„Nun sieh', mein Sohn, ich bin eine alte Frau, und wenn ich so in meiner Einsamkeit das und jenes denke, kommt mir auch der Gedanke: ob Dein Karl des guten seligen Vaters Lieblingsliedes sich noch erinnert? Und da es ein so schwerer, mich beängstigender Gedanke ist, wollte ich Dich bitten, daß Du es jetzt, ehe Du von mir gehst, mit mir läsest."

Diese Bitte überraste den Raubschützen außerordentlich, sie fiel ihm wie ein Stein auf's Herz, denn in seinem Grimm hatte er nicht an's Gebet seit Jahren gedacht. Der Mutter es abschlagen, war unmöglich, der alten, guten Frau ganzes Herz hing daran; und verweigerte er, das Lied zu lesen, so war sie gewiß noch viel unglücklicher, als wenn sie Hunger und Kummer leiden sollte. „Gebt das Gesangbuch her, Mutter," sagte er.

Ein Freudenstrahl flog über das verhärmte Gesicht des Weibes, sie lief nach dem Schranke, holte das in Papier wohl eingeschlagene Gesangbuch, legte es auf den Tisch, schob den Docht der Lampe weiter heraus, und sich auf den Schemel setzend und die Hände faltend, sagte sie: „Lies, mein Karl, lies!"

Der Aufgeforderte suchte das Lied, dessen erster Vers also lautet:

„Wohl dem Menschen, der nicht wandelt
In gottloser Leute Rat!
Wohl dem, der nicht unrecht handelt,
Noch tritt auf der Sünder Pfad!
Der der Spötter Freundschaft fleucht,
Und von ihren Sesseln weicht,
Der hingegen liebt und ehret,
Was uns Gott vom Himmel lehret."

Als Karl die vier Verse des Liedes durchgelesen, schloß er das Buch und sagte: „Mutter, denkt nie Schlimmes von mir, mag mein Weg auch nicht der gewöhnliche sein. Zu schlechten Streichen werde ich nie die Hand reichen. Mit dem Versprechen, dessen Zeuge Gott ist, verlasse ich Euch jetzt. Lebt wohl und Gott mit Euch."

„Und mit Dir, mein Sohn. Denk' an das Lied, Karl . . . 's ist ein gutes Lied, das immer und in allen Lagen Nutzen bringt." — — —

Draußen tobte der Sturm noch weit ärger. Aus dem Walde klang es, als seufzten und stöhnten gequälte Seelen, man konnte sagen, es sei eine Nacht der Verdammnis, denn die ganze Natur schien in einem Aufruhr zu sein, so tobte das Unwetter. Die Bäume am Waldsaum empfanden es schwer, da frachte mancher Ast auf den Boden nieder, als wenn es auf Vernichtung der schönen, schlanken Stämme abgesehen wäre. Stülpner lenkte seinen Schritt nicht in den Wald hinein, sondern gerade auf das Dorf zu. Nur jemand, der so genau die Vertikalität kannte, wie er, war imstande, in dieser stockfinstern Nacht den Weg zu finden.

Im Dorfe war keine Menschenseele im Freien wegen des Wetters, niemand sah also den im raschen Schritt Dahinschreitenden. Unter anderen Umständen wäre die Schänke, aus deren hellerleuchteten Fenstern die lustigste Musik heraus auf die Dorfstraße schallte, von großen Haufen Schau- und Hörlustigen umgeben gewesen, denn eine Hochzeit ist immerdar ein Anziehungspunkt, um den sich die Neugier sammelt. Hochzeiten der Art, wie der Schänker sie veranstaltet hatte, bei welcher, wie die Scharfsteiner sagten, es „n' bißel sehr groß und fürnehm" zugging, sind allemal große Ereignisse für die Bewohner kleiner Orte, die gegenseitig ihre Gänse und Hühner kennen, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt. Bei dieser Hochzeit waren noch obendrein Standespersonen, vor denen man Respekt haben mußte, der Herr Gerichtshalter und seine Familie und der Bräutigam mit seiner hochansehnlichen Thumer Sippschaft . . . das war also etwas ganz Besonderes, das vielleicht seitdem Scharfstein existierte, nicht dagewesen war.

Aber das Unwetter, das wie der böse Feind einherraste, duldete niemand vor dem Hause, und darum hatten diejenigen, welche nicht in daselbe hineinkommen konnten, denn drinnen gab's ein mörderisches Gedränge, nach Hause gehen müssen, so gern sie auch von den vier Maß Freibier, die der Hochzeitsvater in Betracht des höchst freudereichen Ereignisses zum besten gab, ihren Teil gehabt und die Thumer in großem Puz gesehen hätten, besonders da man wußte, daß die Frau Gerichtshalterin in dieser Beziehung etwas aus sich und ihren beiden Töchtern zu machen wußte und im Staatmachen keiner Edelfrau nachstand.

Stülpner lehnte sich an einen der Schänke gegenüberstehenden Baum, die Arme über die Brust verschränkt, und blickte starr hinauf nach den hell erleuchteten Fenstern des Tanzbodens, an denen die Gestalten der Tanzenden deutlich erkennbar vorüber-schwebten. Der heulende Sturm verhinderte ihn, periodenweise die Musik zu hören, welche der Thumer Bräutigam selbst aus Thum mitgebracht hatte, was in Scharfstein auch noch nie erlebt worden war. Der heulende Sturm, unter dessen Gewalt die Äste des Baumes, an dem Stülpner lehnte, wie Sterbende ächzten, denen der Tod unsichtbar zu Häupten steht, harmonisierte vollkommen mit seiner Stimmung; auch in ihm tobte ein Sturm wilder Gefühle . . . er hatte ja mit dieser Hochzeitsfreude alles verloren.

„Sehen muß ich sie im Brautstaate," sagte er . . . „warum soll ich mir die Freude nicht verschaffen? Wer könnte es wagen, mich davon abzuhalten?"

Bei ihm folgte in den meisten Fällen die Tat dem Entschlusse, und so verließ er auch jetzt seinen bisherigen Standpunkt und schritt, sich gegen den die Dorfstraße wild einherfegenden Sturm stemmend, um das Gebäude. Das Gehöfte war an einigen Stellen, wo Stallung, Scheune und Schuppen nicht unmittelbar aneinanderschlossen, durch eine Mauer gesperrt. Diese überstieg er mit voller Armatur und befand sich bald im Innern des Hofes. Wie auf der Straße, so auch hier war kein Mensch zu sehen. Die Hintertüre, welche ins Haus führte, war verriegelt, aber er hörte oben ein Fenster auf und zu klappen, dessen Wirbel durch den starken Winddruck jedenfalls aufgegangen war. Da er genau im Hofe bekannt war, so holte er sich eine Leiter und wenige Augenblicke später befand er sich im Obergeschoß in einer unfern dem Tanzsaal gelegenen Kammer, deren Türe er nicht verschlossen fand.

(Fortsetzung folgt.)



Flugzeugabsturz mitten auf die Straße.

In Rudow bei Berlin stürzte das Flugzeug D 1437, das von zwei Ingenieuren der Versuchsanstalt für Luftfahrt gesteuert wurde, ab. Die beiden Insassen wurden schwer verletzt. Die Ursache des Unglücks ist wahrscheinlich Versagen der Steuerung.

Englische Flieger in Berlin.

Auf dem Berliner Flughafen traf, wie gemeldet, ein großer Teil der englischen Privatflieger ein, die zu Ostern zu einem Rundflug durch Mitteleuropa gestartet waren. Die Besichtigung des „Graf Zeppelin“ und des „Do X“ in Friedrichshafen, der Flug über die österreichischen Alpen und die Führung durch den Berliner Zentralflughafen Tempelhof waren Höhepunkte ihrer bisherigen Fahrt. Unsere Aufnahme zeigt Captain Baket und Miß Barriag kurz nach ihrer Ankunft in Berlin.



Von der Feuersehwoche in Berlin.

Aus der großen Ausstellung der Feuerwehr, auf der die neuesten Schutzeinrichtungen gezeigt wurden. Im Vordergrund ein neuartiger Hebekran in Betrieb.